

Erlangen, die gute alte Tante

Rede bei der Entgegennahme des Erlanger Kulturpreises am 23.10.2018

Wegbereiter und Wegbegleiter füllen diesen Raum: Freunde, Kollegen, Familienangehörige. Schauspieler, Musiker, Sänger. Autoren, Verleger, Lektoren, Journalisten. Wissenschaftler, Lehrkräfte, Dozenten. Maler, Grafiker, Fotografen, Hand-Werker. Förderer, Kulturvermittler. Es ist mir eine große Freude, dass die Fäden aus so vielen verschiedenartigen Verbindungen hier in diesem Moment zusammenlaufen und sich verknüpfen zu einem Netz, das einen trägt und – wie bei einem Trampolin – hinaufspringen lässt auf Wolke 7. Dieser Augenblick hat viele kleine Wurzeln und Verästelungen, unscheinbare Seitentriebe voller Nähr-Stoff und Kunst-Dünger.

Friedrich-Alexander, so heißt das Gymnasium in Neustadt an der Aisch mit Vornamen. Einige ehemalige Lehrkräfte sind heute Abend hier. Sie gaben mir als Schüler etwas mit, das ich nie verloren habe. Die leise Ahnung, dass es da noch etwas viel Größeres gibt als das, was man sieht und kennt. Etwas Höheres, Tieferes, Weiteres, Erhabeneres als das, was Herkommen und Dasein einem bieten.

Immer wieder gab es in meinem Leben Wegweiser, hin zu meiner Bestimmung. Zur Entdeckung der Literatur und der Kunst, hin zum Lesen und Schreiben als dem großen Tor zur Welt, ja zu den unterschiedlichsten Welten – und zugleich hin zur Tür hinein zu mir selbst, zu meiner ureigenen Geschichte. Zwischen den Zeilen, unter dem Kehrlicht der Tage, dem Staub der Jahre, unter den Blättern des Kalenders, hinter den Seiten der Fotoalben: die eigene Geschichte, der eigene Weg, die Aufgabe im Leben.

Friedrich-Alexander, so heißt die Universität in Erlangen mit Vornamen. Zuweilen auch genannt: Alma Mater. Mit Kollegienhaus und Phil.Fak., Turm B und C. Lange Gespräche in der Cafeteria Kochstraße, den Seminarräumen, in der Mensa bei Remouladensoße und Schümlikaffee. Die Uni: der Ort von Entdeckungen und Offenbarungen. Im Fremden das Eigene erkennen: *in my beginning is my end*, las ich in einem Gedicht von T.S. Eliot, *home is where we start from*, und dann das – *to purify the dialect of the tribe*. Ja genau: die angestammte Sprache meiner Herkunft veredeln, meine Muttersprache als mein Lebens-Mittel durchleuchten und aufwerten, bis sie erlesen ist, veredelt, spruchreif für die Gegenwart und die Nachgeborenen. Und das in Erlangen, dieser schriftdeutschen Stadt mit Straßen so geradlinig wie Zeilen voller Druckbuchstaben!

Erlangen ist vielfältig, schon allein vom Namen her: ERlang oder ErLANG, ERlangen oder ErLANGen. Viererlei Rufnamen hat dieser Ort. Schon als Kind zog es mich in diese Stadt. Genauer gesagt, ich wurde hierhergebracht, zu einem Kieferorthopäden am Bohlenplatz. Der hat mir dann eine Zahnspange verpasst.

Vielleicht eine gute Voraussetzung für die Mund-Art, wer weiß?

Erlang, das bedeutete Jeans im Western Store und ein grüner Skianzug aus der Quelle, eine Fahrradtour zur Bergkerwa mit einem Umweg und einem Platten. Erlang, das waren Autofahrten Samstagnacht im beigen Käfer, aus dem Aischgrund hinein in die Schauburg und ins Hinterhaus, in die Glocken-Lichtspiele, ins Lamm, zum Bier im Spruz, im Klimperkasten, im Kanapee oder im Irish „Babb“, tropfende Pommes frites auf der Straße, Grimassen im Fotoautomaten in der Hauptstraße: all unsere aufgeschnappten Gesten, Posen und Sprüche – Bilder zum Schreien und zum Davonlaufen!

Erlang, das waren dann die Buchhandlungen und Plattenläden, die Autorenlesungen und InterLit, der Kulturtreff Helmstraße mit den Zeitschriften, Schachspielern und Veranstaltungen, der Marktplatz und der Hugo, der Frankenhof, das E-Werk und die Garage, die Stadtbücherei, die HEKA und das Deutsche Haus, der Nato-General und seine Brandbriefe an die UNO.

Erlang, das ist die Fahrradstadt mit dem Poetenfest und dem Figurentheaterfestival, der Schlossgarten, der Burgberggarten mit den Kirchner-Figuren, das Markgrafentheater mit seinen Hobelspänen und Schattengeburt. Die Orangerie, fest verbunden mit dem Akademischen Auslandsamt, wo ich jahrelang mit arbeitete, dessen Ferienkurs für ausländische Studierende immer dort feierlich seinen Anfang nahm, in der leuchtenden Orangerie, in einer fröhlichen Augustnacht, die Freundschaften bereit hielt mit Giorgio und Vassili, Nancy, Manuela und Sofi.

Ja, die Orangerie, der Ort von Klavierkonzerten und Kunstliedern. Der Ort, wo wir vor 20 Jahren unsere CD *Komm süßer Tod* aufnahmen. Der Ort, wo Inge Obermayer vor 10 Jahren den Kulturpreis der Stadt Erlangen entgegennehmen durfte. Dieses Jahr im Januar ist sie von uns gegangen, die Herbergsmutter der NGL, der gute Geist der Neuen Gesellschaft für Literatur, diesem Autorenkreis voller Verbindungen und Anregungen.

das neue erlangen – in einem Heft dieser Zeitschrift waren meine ersten drei Mundartgedichte abgedruckt, auf den Weg gebracht von Wolf Peter Schnetz, dem ehemaligen Kulturreferenten, der heute leider nicht da sein kann, dem ich aber viel zu verdanken habe, vor allem den Auftrag, ein Theaterstück zu schreiben: *Schellhammer*. Zwei Teile wurden daraus: *Gfärbda Spoozn* und *Fleischia Stiggle*. Zwei Stücke über Erlangen und seine Geschichte, sein Theaterjuwel und seinen Hausmeister Konrad Schellhammer, dem Winni Wittkopp dann so unvergesslich Stimme, Leib und Seele gab.

Dieser Impuls von Wolf Peter Schnetz war der Startschuss für all die Stücke, die in den vergangenen 20 Jahren entstanden sind für die Bühnen der Region: den Theatersommer Fränkische Schweiz, das Theater Erlangen, die Kammerspiele in

Nürnberg, das Theater Regenbogen und das Theater Kuckucksheim. Beispielsweise „Die g'schenkte Stund“, deren Einstiegsteil wir vorhin miterlebt haben und die Stefan Kügel am kommenden Samstag wieder spielt in Heppstädt, genau zur Zeitumstellung, wenn uns eine Stunde geschenkt wird, in der die Geister der Vergangenheit die Lebendigen heimsuchen. Dieses Stück entstand übrigens als Mundart-Monolog für eine Phantastik-Ausstellung im Erlanger Stadtmuseum, als der Bayerische Rundfunk eine Live-Veranstaltung mitschnitt, koordiniert von Christian Stelzer, wohnhaft in Erlangen, der leider viel zu früh von uns gehen musste.

Ach Erlangen, Alma Mater! Ist Erlangen eine nährende, gütige, segenspendende Mutter? Vielleicht keine Nährmutter, aber eine Nährtante. Ja, das trifft die Sache viel eher: Erlangen, die gute alte Tante, die es gut mit einem meint – solange man sie nicht allzu sehr ärgert und verspottet. Etwa sich zu wundern, wie man in einer Bildungsstadt überhaupt daran denken mag, etwas so Geschichtsträchtiges wie die alte Hupfla abzureißen, das malerisch-poetische Platenhäuschen mit Neubauten einzukesseln, oder Plätze so herzurichten, dass sie auf so schnöde Beigaben wie Brunnen, Blumen oder Bäume vollständig verzichten können.

Ach Erlangen, die gute alte Tante! Die einen versorgt und verwöhnt mit Büchern und Bildern, beschenkt mit Anregungen und Erlebnissen, mit Kontakten, Möglichkeiten und Verbindungen. Ja, beschenkt mit der Ahnung, dass es da noch etwas viel Größeres gibt als das, was man sieht und kennt. Etwas Höheres, Tieferes, Weiteres, Erhabeneres als das, was Herkunft und Alltag einem bieten. Zwischen den Zeilen, unter dem Kehricht der Tage, dem Staub der Jahre, unter den Blättern des Kalenders, hinter den Seiten der Fotoalben: die Poesie, der Atem von Sprache und Geist.

Im Arsenal der Bilder von Erlangen seh ich zwei Aufnahmen meiner Vorfahren. Ein Urgroßvater, der als Viktualienhändler und Marktlieferant Jahr um Jahr Butter, Eier, Schmalz und Rahm, auch Kraut und Kartoffeln, Ferkel und Hühner in aller Herrgottsfrühe auf den Markt brachte: *auf Erlang nei!* Zu Fuß, mit der „Huckelkeezn“ (Rückentragekorb), dem Schubkarren, dem Wagen. Nachmittags, vor dem stundenlangen Heimweg, kehrte er ein im Gasthof Grauer Wolf in der Hauptstraße, wo mir noch Jahrzehnte später eine Fotografie an der Wand sein Gesicht entgegenhielt.

Im geistigen Bilderalbum seh ich die Aufnahme vom Großvater, der mit seinem Landauer Aischgründer Juden mit ihren Koffern und Kisten zum Erlanger Bahnhof kutscherte, nachdem ihnen ihre fränkischen Mitbürger ihren Besitz, ihre Rechte und ihre Würde geraubt hatten und dann auch noch ihre Freiheit und ihr Leben rauben wollten.

So wie man hier in diesem Innenhof 1938 jüdische Frauen und Männer zusammentrieb, um ihnen Angst und Schrecken einzujagen, sie einzusperren und zu quälen. Eine Fotografie davon zeigt Frieda Wassermann, die Tochter des

Viehhändlers Jakob Wassermann aus der Pfarrstraße 16. Sie steht eingeschüchtert neben ihrer Mutter Selma und schaut den Fotografen so bang und verzagt mit ihrer stummen Wut an, dass es den Betrachter heute noch ans Herz greift. So wie den amerikanischen Dichter Norbert Krapf, der ein Gedicht darüber schrieb, das ich einst übersetzte: *The Woman in the Erlangen Photograph*.

Solche Aufnahmen mit Worten festhalten und weitergeben, die Geschichten aufheben und weitererzählen, darum geht es mir: die Sprache meiner Herkunft veredeln. Kein Wunder, dass in meinem Roman *Das Kaffeehaus im Aischgrund* auch Erlangen wiederholt auftaucht und eine Rolle spielt.

Michael Wegmann, der nach 15 Jahren in Amerika heimkehrt in sein Aischgrundnest Peppenhöchstädt, schafft sich neue Dinge an wie ein Rasiermesser, eine Westenuhr und ein Gesangbuch. Und wo? Natürlich in Erlangen. Als er seinen Traum wahr macht und 1868 sein neuerbautes Kaffeehaus in Peppenhöchstädt feierlich eröffnet wird, wird es ein denkwürdiger Tag der Heimatgeschichte. Dieser Ort wird zur Legende. Warum?

Es war vor allen Dingen die ansprechende, gewinnende Art Michael Wegmanns, aber auch die warme, helle Anmut des Kaffeehauses, die bei vielen Besuchern die Hirnstübchen und Gemütstüren öffnete. Gespräche und Debatten gediehen, Phantasien und Spekulationen blühten, man malte sich begeistert aus, wie es erst sein würde, wenn die Bahnstrecke nach Erlangen einmal käme und Peppenhöchstädt Bahnstation wäre, mit schwunghaftem Handel und blühendem Wandel! Mit der Eisenbahn aus der Stadt direkt in die Gaststube am Land, schnurstracks ins Kaffeehaus dort im Wiesengrund zwischen den Weihern. Das Dorf würde wimmeln von Ausflüglern, Geldbürgern und Würdenträgern – nicht auszudenken das Ganze!

Solche Pläne einer Bahnstrecke von Erlangen aus in den Aischgrund hat es damals übrigens tatsächlich gegeben. 1869 heiratet Michael Wegmann die Tagelöhnerstochter Katharina Thaler aus dem Nachbarort Rohensaas, und diese Hochzeit hat auch etwas mit Erlangen zu tun:

In den Sommermonaten standen des Öfteren ausgedehnte Kutschfahrten nach Erlangen an, um beim Schreiner Drummer alles gewissenhaft zu richten. Wegmann mußte immer noch innerlich schmunzeln über Katharinas Herzenswunsch nach einem stattlichen, prächtigen Kammerwagen. Ihre Brautfuhre sollte eine wahre Staatskarosse sein, das war von jeher ihr Kindheitstraum gewesen. Geschmückt sollte er sein mit Bändern, Blumen und Kränzen, wie im Märchen! Einmal nur wollte sie, Katharina Thaler, so stolz sein wie eine gestandene Roßbäuerin, eine Amtmannstochter, wie eine Prinzessin!

Auch die goldene Hochzeitskette für seine Katharina ließ Michael Wegmann in Erlangen fertigen, nach seinem eigenen Entwurf. Die Jahrhundertwende 1899/1900

sah im Aischgrund folgendermaßen aus:

Als in Dachsbach und Uehlfeld die Kirchenglocken ertönten und das neue Jahrhundert klangvoll begrüßten, ließ Michael Wegmann seine besondere Überraschung vom Stapel, nämlich ein Feuerwerk – was es in Peppenhöchstädt nie zuvor gegeben hatte. Die Sprengkörper, Schwärmer und Feuerspeier hatte er vom Kaufmann Roßbacher extra aus Erlangen heranschaffen lassen. Die Leute kamen aus dem »Ah« und »Oh« nicht mehr heraus, schauten in das Farbenspektakel dieser Winternacht und jauchzten in freudigem Staunen über »das krawallisch laute, bengalische Gebumber«, wie sie es nannten.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, legte sich ein Schatten auf das Kaffeehaus im Aischgrund und auf seinen Gründer und Besitzer Michael Wegmann. Sein Sohn Fritz, der Frau und zwei Kinder hatte, meldete sich bei seiner Garnison in Erlangen und zog voller Begeisterung als Freiwilliger in den Krieg:

Wenige Wochen später marschierten die Reservisten des Landsturms ab, um am Bahnhof in Erlangen verladen zu werden, allesamt reife Männer vom 39. bis zum 45. Lebensjahr. Die Regimentskapelle gab ein feierliches Standkonzert mit Militärmusik, Fahnen wehten und Kirchenglocken läuteten, die Eisenbahnwaggons waren mit Birkenreisern geschmückt, am Waggon prangte der Spruch:

*»Wir fürchten keinen Serben, wir fürchten kein ' Polak,
wir fürchten keinen Russen, wir fürchten kein ' Kosak,
wir fürchten keinen Briten, wir fürchten kein ' Franzos,
wir sind die tapfern Bayern, wir hauen fest drauf los!«*

Mädchen und junge Frauen schenkten den fröhlichen Soldaten in ihrer feldgrauen Kriegsgarnitur Blumensträuße, Zigaretten, Süßigkeiten und Bier unter dem Banner »Ewiger Dank unseren tapferen Kriegern und Siegern!«.

Fritz Wegmann winkte ergriffen in die begeisterte Menge, aber seine Frau und die beiden Kinder waren nicht gekommen. Sie wurden im Dorf gebraucht, auf dem Feld mit Getreide, in der Scheune und im Stall. Ihr Weinen hätte ihn ohnehin nur gestört. Auf vielen Höfen waren die Väter, Söhne, Brüder verschwunden, zurück blieben Frauen, Kinder, Alte, an denen die schweren Erntearbeiten hängen blieben.

Als sich sein Leben dem Ende näherte, bekam Michael Wegmann als sehr alter Mann noch Besuch von drei kuriosen Gästen: *drei Soldaten der Erlanger Garnison, die auf Heimat- und Genesungsurlaub waren und nach ihm gefragt hatten. Sie trugen Militärkleidung, die schon viel schönere Tage erlebt hatte, und sahen schwächling und mitgenommen aus. Nur die keck aufgesetzten Mützen, die musternden Augen und ihre vorwitzigen Schnurrbärte über den Lippen deuteten etwas Starkes, Verwegenes in ihnen an. Einer stellte sich als Oskar Hacker vor, ein ehemaliger Mechaniker in einer Erlanger Baumwollspinnerei, ein Kompaniekamerad von Fritz, der im gleichen Kampfabschnitt wie er eingesetzt gewesen war. Er sprach Wegmann sein Beileid und Mitgefühl zum Verlust des einzigen Sohnes aus, den er sehr geschätzt habe, vor allem*

seine hilfsbereite, gewinnende Art. Er sei vom Kompanieführer gebeten worden, den Hinterbliebenen Bericht zu erstatten, wie es herging an jenem verhängnisvollen Tag, als Fritz fiel, und wie es so aussieht an der Front. Die andern beiden stellte er als Alfred Nagel und Valentin Desch vor, der eine ein Bierbrauergeselle, der andere ein Maschinenarbeiter in einer Spiegelfabrik, beide vom selben Erlanger Regiment.

Und die drei berichteten ihm dann die Wahrheit, wie furchtbar es an der Kriegsfront zuging, und wie furchtbar der sogenannte Heldentod seines Sohnes Fritz dort in Wirklichkeit war.

Ach Erlangen, immer wieder Erlangen!

Erlangen, die gute alte Tante. Die es gut mit mir gemeint hat, die mich versorgt und beschenkt hat mit Wegbereitern und Wegbegleitern, mit Möglichkeiten und Mitstreitern, Erfolgen und Ehren.

Und mit der Ahnung, dass es da noch etwas viel Größeres gibt, als das, was man sieht und kennt.

Zwischen den Zeilen und Worten, hinter den Buchstaben: die Poesie, der Atem von Sprache, Seele und Geist.

Helmut Haberkamm

23.10. 2018

© Alle Rechte beim Autor.